In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 230 **Posen, den 6. Oktober 1929** **3. Jahrg**



(23 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lüstern, überreif, wurmstichig und doch nebenher bereit zur ungestümen, vollen Vergebung.

Ohne sein Zutun erstand ihm Ruths Bild . . .

Anita Krumbholz machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung nach ihm hin. Ihre Arme hoben sich . . . Ihre Augen verhießen . . . Es stieß ihn förmlich von ihr weg. Das war nicht nur Widerwillen, Abscheu. Das war mehr. Viel Schlimmeres. Etwas, das kein Mann derjenigen, die einst die Mutter seiner Kinder werden soll, vergeben kann, weil sie ihn ja erst durch ihr Verhalten zu solcher Empfindung trieb! — Das war Ekel! — Sie merkte sein Zurückweichen und ihre Begehrlichkeit, ihm gegenüber längst erstorben, entfachte sich wieder. Wilde Angst, daß sie letzten Endes übrig bleiben — unbegehrt, ja, verschmäht sein sollte, ließ sie nach einem Beistand, einer Waffe, suchen.

„Vergiß nicht, daß ich dein Ehrenwort habe," sagte sie hilflos, und ahnte nicht, daß sie in jener Nacht genau so geschäftskundig verfahren war, wie ihr Vater vor kurzem. — [illegible] sollen . . .

— — Draußen gellte der Ton einer Hupe auf. P. A. Krumbholz und Ruth kehrten endlich heim.

* * *

. . . Das Leben ging weiter. Jedoch nur scheinbar . . . Für alle solche, die sich nicht an jedem Tag aufs neue den Frieden der abendlichen Feierstunden verdient hatten, schien es still zu stehen . . . Auch Anita Krumbholz wartete die Tage und Wochen nach der Beisetzung ihrer Mutter in steigender Ungeduld auf Ereignisse.

Aber nichts geschah, was ihrem Leben Farbe oder Inhalt verliehen hätte. Der Vater nahm nunmehr den Morgentee mit Ruth zusammen, was er, solange Frau Adelheid gelebt, niemals getan hatte. Früher stürzte er zumeist stehend einige Schluck herunter und vergaß meistens einen Imbiß dazu. Jetzt hielt Ruth von Alvensbrink streng darauf, daß er zumindest ein Ei zum knusperigen Brötchen genoß. Weil sie es ihm eigenhändig zurechtschnitt und mit bittenden Blicken zuschob, aß er es gehorsam . . . wie er dies ungewohnte Umsorgtwerden als etwas ihm bisher völlig Fremdes, aber sehr Süßes empfand. — Derweilen lag Anita wachend im Bett . . . Sie hörte jedes Geräusch. Ihre Phantasie reimte sich hinzu, was sie nicht hörte . . . Lärmvoll erschien ihr das Hupensignal, das den Vater und Ruth, die er neuerdings erst zur Klinik brachte, herausrief. Unerträglich die Geräusche, die das Aufräumen der Zimmer verursachten.

Zum Aufstehen konnte sie sich nicht vor elf Uhr entschließen. So oft die Klingel ging, fuhr sie zusammen und erwartete ein Klopfen an der Tür. Denn irgend etwas mußte für sie angekommen sein. Vielleicht ein paar Blumen von Kerst, mit denen er sie endlich für die Kälte seines Betragens um Vergebung bitten würde, vielleicht auch — wie zu Beginn ihres Verlöbnisses — ein kurzer Brief mit ein paar süß geheimnisvoll klingenden, aber dennoch voll von ihr verstandenen Andeutungen.

— Indessen, es blieb alles still. Tag für Tag, Woche um Woche. Und doch war sie niemals nachgiebiger und verliebter in Jürgen von Kerst gewesen, als eben jetzt.

Die Festsetzung des Hochzeitstermins durfte sie, kurz nach der Mutter Tod, nicht verlangen. Ja . . . wenn er darauf gedrungen hätte.

Er sprach aber niemals davon.

Zum Tennis zu gehen, hatte ihr der Vater in schärfstem Ton untersagt.

Nun Kerst plötzlich und ihr vollkommen unerklärlich jede Lust am Sport verloren, wagte sie nicht, ungehorsam zu sein.

Vor der Stiefschwester scheute sie sich neuerdings, weil sie in beständiger Furcht lebte, Ruth könnte ihre Drohung wahrmachen, und sie zum Eingeständnis des kurzen Verhältnisses mit dem Spanier zwingen.

Es war aber noch mehr als Scheu.

Seitdem sie den Blick gesehen, mit dem Kerst irgend etwas von Ruth zu erflehen suchte, und deren tiefes Erröten als eine Antwort, deren Sinn sie — Anita — sich günstig für den Bittsteller deutete, begann sie der Stiefschwester zu mißtrauen und sie zu umlauern.

Anfangs war das nicht leicht gewesen. Die Gräfin Lüderitz erspähte auch das, was noch gar nicht zu benennen war. Anita atmete auf, als sie — nach zwei Wochen von der Ereignislosigkeit des großen Hauses beinahe trübsinnig geworden — heimverlangte . . .

Seitdem spionierte sie ungehindert. Einen Beweis für die Berechtigung ihres Verdachtes, oder auch eine Wiederholung von Blick und Gegenblick, konnte sie indes nicht feststellen. Kerst kam neuerdings viel seltener als vor seiner Krankheit ins Haus. Er entschuldigte sich mit reichlicher Arbeit, was Anita doch nur als einen durchsichtigen Vorwand empfand. Denn . . . wie wäre es möglich gewesen, daß er, der sonst nur gezwungen schaffte, sich jetzt mit Feuereifer betätigte. Befand sich etwa auch ihr Vater mit im Komplott gegen sie? Aber weshalb denn nur? Gerade der Vater würde auf eine eheliche Vereinigung mit Kerst und ihr dringen . . . aus verschiedenen Gründen, die ihr sämtlich wohlbekannt waren. — Sie mußte von Sinnen sein, um solchem Mißtrauen stattzugeben. — Es konnte also nur die Stiefschwester sein, die ihn während seiner Erkrankung für sich gewonnen — ihn mit ihren verrückten Ideen von der allein seligmachenden Arbeit, von der Verächtlichkeit, die Zeit mit unnützen und spielerischen Dingen auszufüllen, derartig umzuwandeln imstande gewesen war. — Was noch vor kurzem als ohnmächtiger Zorn zu keimen versuchte, sprang aus der Tiefe der Sinnlichkeit und wuchs sich in kurzer Zeit zu einem glühenden Haß gegen Ruth aus, der ihr jede vernunftgemäße Erwägung verschüttete. Sie glaubte nicht mehr, daß die Stiefschwester in der Klinik arbeitete, daß Kerst in angestrengter Pflichttreue ihren Vater unterstützte. — Sie sah im Wachen und Träumen Kerst und Ruth gemeinsam auf verbotenen, schlau geheimgehaltenen Wegen.

. . . . Eines Tages stand Anita Krumbholz gegen zwölf Uhr auf dem langen, schmalen Korridor, der III. Medizinischen Klinik und fragte eine der an ihr vorübereilenden Pflegerinnen nach Doktor Ruth von Alvensbrink. Die gab hastige, unklare Antwort. Aber nicht, weil sie etwa von Ruth dazu abgerichtet war, sondern, weil sie eine jener zum Samariterberuf von unserem Herrgott selbst Bestellte war, die während der schweren Dienststunden alles Nebensächliche einfach unbeachtet ließ . . .

Anita befragte auch noch einen kleinen, männlichen Weißkittel von offenbar russischem Typus. Dieser, der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtig, fand die Unbekannte allerliebst und funkelte sie aus seinen gleichfalls begehrlichen Vogelaugen vergnügt und herausfordernd an. — Der Geruch von Jodoform und Aether erregte ihre Uebelkeit. Ein auf untergeschobenen Rädern zum Fahrstuhl rollendes Bett, aus dem — bis ans Kinn zugedeckt — ein fahles Gesicht geisterte, nahm ihren Gliedern vorübergehend die Kraft. Das jammervolle Stöhnen eines Exitus aus dem Untersuchungszimmer, in das die Totgeweihten hineingeschoben wurden, umnebelte ihr Hirn. Aber . . . sie blieb! Sie mußte wissen, ob Ruth sie belog . . .

. . . Eine knappe halbe Stunde mochte vergangen sein. Da öffnete sich die Tür des Saales, indem die TB. (Tuber-

kulosekranken) lagen. Ein Anita Krumbholz seltsam anmutender Zug quoll hervor. An seiner Spitze ein älterer zierlicher Mann mit einem Gigantenblick und sich anschließend, wohl den halben Flur überflutend, männliche und weibliche Weißkittel. Unter ihnen die schmale Gestalt der Oberschwester, die das Häubchen mit dem nach rückwärts fallenden Spitzenschleier zu der weißen Gewandung trug. In der Mitte des wohlgeordneten Zuges — alle anderen überragend — das edle Profil in eifrigem Zuhören einem älteren Hospitanten zugewandt . . . schritt Ruth von Alvensbrink. —

Anita preßte sich fester in den Winkel, damit die halbgeöffnete Klapptür sie den Blicken entzog. Ohne sich bemerkbar zu machen, entfloh sie, sobald der Zug in einem anderen Raum verschwunden war.

Aber schon am Abend des folgenden Tages, den Kerst ihrem Vater versprochen hatte, und an dem er sich doch wieder entschuldigte, in diesen schwülen, duftschwangeren Stunden, die Ruth bis zum nächsten Morgen aus dienstlichen Gründen in der Klinik zu verbringen, angeblich genötigt war, übermannte sie erneut eine blinde, irrsinnige Eifersucht.

Ganz allein saß sie auf der mächtigen Veranda. — Der Diener hatte seinen freien Abend. Die Mädchen hockten auf kleinen Feldstühlen vor dem Hinteraufgang im Grünen. Das Herminchen, jetzt nicht vollbeschäftigt, spazierte im Mondschein mit einem Kavalier aus ihrer Heimat.

Anita ertrug diese Stille nicht länger.

In wilder Hast beeilte sie sich, das Kleid zu wechseln. Suchte mit fieberhaft zitternden Händen aus dem verborgensten Eckchen eines Schrankes eine silberdurchwirkte Toilette hervor — stürzte aus dem Hause. Keine Scham warnte. Sie trug dies lockende Gewand nicht zum erstenmal . . . für diesen Zweck. Es hatte ihr ja schon . . . Kersts Ehrenwort eingebracht. Zwar waren die elektrischen Bahnen noch in Betrieb. Allein . . . sie hatte rasende Eile. Der Kraftwagen, den sie sogleich erwischte, raste in ungeheurer Schnelligkeit durch den Tiergarten. Die Tierbilder des „großen Sterns" schienen lebendig zu werden und mitzuspringen. Der Jäger drohte mit dem Horn aus Erz . . . Die Brücke des Salzufers stürzte zurück und gab den Wagen frei. — Die Bismarckstraße glitt in den Kaiserdamm über. Die schnurgerade Linie der schwebenden, mit elektrischem Licht gefüllten Mondlampen wies den Weg zu Jürgen Kersts Wohnung.

[illegible]a Krumbholz hatte sich nicht verrechnet. Die unerhörte Süßigkeit dieses Abends öffnete ihr das pünktlich verschlossene Haus. Die Menschen fanden keine Ruhe drinnen. Es war ein fortwährendes Ein- und Ausströmen. Als Anita den Finger auf den kleinen weißen Klingelknopf der Tür preßte, hinter welcher Kerst wohnte, war sie ganz ruhig.

Die schweigsame, vornehme Vermieterin öffnete ihr und wies sie sogleich zu Kerst. Ohne anzuklopfen betrat Anita das große Zimmer. Kerst saß noch im Dämmern. Nur der Vollmond hieb sein leuchtendes Schwert über sein Gesicht, das sich scharf von dem braunen Leder eines bequemen Sessels abhob. — Mit hastiger Bewegung riß sie den Mantel herunter und glitt zu ihm.

„Hier . . . bin . . . ich," sagte sie und nichts weiter.

Er war aufgesprungen und starrte sie an, als könne er dies nicht fassen. Die silberne Welle ihres Kleides, die Schultern und Arme freiließ . . . dieses Kleid, das er heute zwar zum erstenmal sah, das ihm aber in der tiefen Trauerzeit der Familie den Wunsch der Trägerin schamlos offenbarte, wurde jetzt von dem gleißenden Mondschein durchspießt.

Wortlos, ohne ihr auch die Hand zu reichen, hüllte er sie wieder in den entglittenen schwarzen Mantel ein. Zog ihren Arm stumm durch den seinen und zwang sie, ihm zu folgen.

Der Sohn des Hauswarts schlenderte lufthungrig vor dem Hause auf und nieder. Kerst griff ein Geldstück aus der Tasche und beauftragte ihn, eine Autodroschke herbeizuschaffen.

Während der Wartezeit stand er sehr ruhig und aufrecht, immer noch mit Anita Krumbholz am Arm, unter dem Lichtschein einer Laterne.

Der Wagen kam. Als Anita keine Miene machte, ihn zu besteigen, hob er sie hinein. Laut und klar nannte er dem Chauffeur P. A. Krumbholz' Adresse, zog den Hut und trat zurück.

Einen Augenblick später war der häßliche Spuk dieses Sommerabends verschwunden . . . Der, welcher sich bis heute Jürgen von Kerst- nennen mußte, wußte nunmehr endlich den Weg, den er zu gehen hatte.

Am folgenden Morgen erwartete P. A. Krumbholz seinen Schwiegersohn vergebens. Das war seit Kerstens Wiedergenesung das erstemal. Früher erschien er regelmäßig zu spät. Gemeinhin erst gegen 10 Uhr, nachdem Krumbholz bereits den Vortrag des Direktors Wumbert entgegengenommen hatte. Eine Erziehung zur Pünktlichkeit gelang Krumbholz damals nicht. Als alles umsonst versucht war, ließ ihn P. A. Krumbholz gewähren.

Er hätte sich also heute weniger über den Rückfall, als den er ihn hinnahm, zu erregen nötig gehabt, als er es tat . . . Wenn er aber die wochenlang geübte beinahe übertriebene Pünktlichkeit mit dem zähen Eifer und der vorbildlich gewordenen Pflichterfüllung in Betracht zog, mußte er annehmen, daß Kerst von einem außerordentlichen Grund zurückgehalten werde. Um zwölf Uhr war die Konferenz mit dem Chef einer Bremer Stahlfirma angesetzt, bei der Kerst unmöglich fehlen durfte.

P. A. Krumbholz wurde nachgerade nervös. Es konnte ja ein Unglück geschehen sein. Mit geteilter Aufmerksamkeit prüfte er noch einmal den gesamten Inhalt, der zuvor mit dem Bremer gepflogenen Korrespondenz.

Gegen elf Uhr endlich ertrug er dies verhaltene Warten nicht mehr. Er riß den Telephonhörer ans Ohr und ließ sich mit Kersts Privatnummer verbinden. Frau von Nestorp war am Apparat und teilte auf Befragen mit, daß der Baron pünktlich wie stets fortgegangen sei. Krumbholz erzitterte in jäh aufflammendem Argwohn. Vielleicht wurde er von Ruth in Anspruch genommen . . .! Im Augenblick war seine ohnehin langsame Phantasie nicht imstande, sich irgendeinen anderen glaubhaften Grund für solche Inanspruchnahme auszumalen. Sein Argwohn steigerte sich, bis er Gewißheit wurde. Aufs Geratewohl fragte er aufs neue:

„Hat ihn vielleicht eine Dame abgeholt?"

Die Antwort folgte so schnell und sicher, daß sie auf Wahrheit beruhen mußte:

„Nein, Herr Baron ging allein fort, wie an jedem Morgen."

Krumbholz' Nervosität nahm zu. Vor seinen Ohren rauschte eine brennende Welle, die ihre Hitze in sein Hirn hineinwälzte.

„Aber, nicht wahr . . . sonst hat er öfters Damenbesuch?"

Die antwortende Stimme wurde kühl und scharf.

„Bitte, wie komme ich dazu, über einen mir sehr wertvollen Mieter, dessen Solidität und Anständigkeit mir das einzige Erfreuliche in meinem schweren Leben ist, noch dazu Unbekannten Auskunft zu erteilen?"

Krumbholz sah ein, daß er sein Verhalten ändern müsse. Er nannte seinen Namen und zwang sich zu ruhiger Höflichkeit.

„Ich verstehe Ihr Befremden. Zudem ist er natürlich kein Kind mehr, das der Bevormundung bedarf. Aber erstens beunruhigte ich mich, weil er sonst gegen jede Verspätung wetterte — zweitens bin ich der Schwiegervater, der nunmehr auch noch einen Unfall in Betracht zieht."

Frau von Nestorp überlegte eine Sekunde. Dann erklang auch ihre Stimme zuvorkommender, ja besorgt.

„Allerdings fiel mir an Herrn von Kerst heute morgen eine merkwürdige Veränderung auf. Sein Bett war unberührt, trotzdem er die Nacht, nachdem er die ihn gestern abend besuchende Dame sehr bald wieder herunter und in ein Auto geleitet hatte, selbstverständlich daheim zubrachte. Sein Frühstück blieb unberührt. Er sah schlecht und müde aus."

Auf P. A. Krumbholz hatten nur wenige Worte aus ihrer Rede Eindruck gemacht.

„Eine Dame besuchte ihn gestern abend," vergewisserte er sich, in der Hoffnung, daß er sich verhört habe . . . „Also nach neun Uhr. Denn bis acht Uhr arbeiteten wir ausnahmsweise zusammen."

„Ganz recht . . . eine Dame . . .!"

„War sie Ihnen bekannt . . . Ich meine, kam sie auch schon früher zu ihm?"

„Nein, ich glaube wenigstens nicht. Sie war tief verschleiert."

„In Trauer, nicht wahr?"

„Am Aermel des Mantels trug sie einen Flor."

„Danke verbindlichst . . ." und er legte den Hörer auf den Arbeitstisch zurück. Sein Gesicht sah verfallen aus. Ein Verdacht stieg in ihm auf. Sollte es Ruth gewesen sein? Die sonst nicht mehr übliche Nachtwache in der III. Medizinischen konnte sehr wohl nur ein Vorwand gewesen sein, obschon Ruth bisher jede nicht streng der Wahrheit entsprechende Ausrede vermieden hatte . . . Aber war sie [illegible]it kurzer Zeit nicht völlig verändert. Und Kerst? Der auch.

Natürlich . . . Nicht bezüglich seiner äußerlich sichtbaren Lebensführung — nein . . . innerlich. Es lag klar auf der Hand, daß sich die Dinge zwischen ihnen zuspitzten, daß er nach der Entscheidung verlange . . . die Braut loszuwerden energischer versuchte . . . um die andere ans Herz zu nehmen.

P. A. Krumbholz knirschte vor Wut. Kerst durfte niemals Ruth besitzen. In dem alternden Mann, der seit Jahrzehnten jegliches Gefühl erstickt zu haben glaubte, glomm eine jähe Leidenschaft für die Stieftochter auf. Der Zusammenklang ihrer verschiedenen Vorzüge — Arbeitsfreudigkeit . . . Anspruchslosigkeit und Geradheit, in der Hülle dieser anbetungswerten, wenn auch herben Schönheit, hatten Wünsche in ihm entzündet, die langsam seinen sonst eisernen Willen und die anerzogene Nüchternheit seines Wesens zu zerbrechen drohten.

. . . Wenn es nun gestern wirklich Ruth gewesen wäre? — Gewiß — sie war es! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexe.

Eine Erzählung aus dem alten Posen

von Martin Marian.

Auf einem Hügel im Norden der Stadt, der von der Straße, die nach Gnesen führt, durchschnitten wird, saß in der Mittagsstunde eines Julitages des Jahres 1556 eine Frau von etwa vierzig Jahren. Sie war einfach, aber sauber gekleidet, hatte rötlich-blondes Haar, das durch erste graue Strähnen matt abgetönt war. In einem ebenmäßigen Gesicht saßen ein Paar schwarze Augen, die eine gewisse Unruhe mit der Mundpartie gemein hatten. Die Stirn war hoch und wohlgeformt, die Nase schmal und scharf hervorspringend. Während die Stirn durch ihre Ebenmäßigkeit den Eindruck von Ruhe, Klarheit und menschlichem Verstehen machte, wirkte die Nase mit ausholenden Nasenflügln hochmutsvoll, und aus den von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln niederstürzenden Falten sprachen Verachtung, Spott, Hohn. Das Gesicht lief in einem eckig vorspringenden, nicht allzu breiten Kinn aus, das den Gegensatz zwischen der Ober- und Unterpartie des Antlitzes noch besonders unterstrich.

An dem Stadttor hatten ihr soeben die Soldaten noch einmal bedeutet, daß sie laut Urteil des Schöffengerichts wegen Hexerei aus der Stadt Posen verbannt sei und sie sich nicht unterstehen solle, hierher zurückzukehren, da sie sonst eine härtere Strafe treffen würde.

Die Frau lächelte. Sie würde dorthin n i c h t zurückkehren.

Sie war in Posen geboren und hatte mit 19 Jahren geheiratet. Mit ihrem Manne, der Gärtner war, hatte sie ein Häuschen an den Neuen Gärten bewohnt und von den Erträgen ihres Landes ein bescheidenes, aber nicht kärgliches Leben geführt. Kinder hatten sie keine. Ihr Mann war vor zehn Jahren an der Pest gestorben. Sie nahm sich einen jungen Gärtner ins Haus, der ihr kräftig half, Garten und Land in Ordnung zu halten, und sie hatten beide redlich zu tun und arbeiteten schwer.

Das Leben war jetzt keineswegs leicht für die Witwe, aber sie war nicht unzufrieden. Zwar hätte sie gern mehr verdienen mögen, als es der Verkauf von Obst und Gemüse einbrachte, zwar wünschte sie sich noch eine Magd halten zu können oder sich eine Kuh zu kaufen, aber es lag ihr fern, zu murren. Sie lebte ein arbeitsames Leben, ging regelmäßig zur Beichte und Kommunion und war geachtet von ihren Nachbarinnen.

Einige der Frauen brachten sie allerdings in ein Verhältnis zu ihrem jungen Gärtner, an das sie nicht einmal dachte. Diesen Frauen war die Witwe zu wenig mitteilsam, zu sehr in sich gekehrt, was sie auf Furcht vor Verrat von Geheimnissen zurückführten. Die Gärtnersfrau kümmerte sich um das Gerede nicht.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, das große Veränderungen für die Witwe mit sich bringen sollte. Dieses Ereignis war nichts mehr und nichts weniger als die Erkrankung einer Z i e g e der Nachbarin. Die Gärtnersfrau hatte sich das kranke Tier angesehen, das seit Tagen nichts mehr gefressen hatte, und strich vor dem Verlassen des Stalles der Ziege mit der Hand über das Fell. Mitleidig, wie man ein Kind streichelt, glitt ihre Hand über den Rücken des Tieres, einmal, zweimal, dreimal, während die Frauen noch darüber sprachen, was wohl der Grund der Krankheit sein könnte. Dann ging die Gärtnersfrau heim.

Am nächsten Tage f r a ß die Ziege wieder.

Hatte die Nachbarin zunächst die Krankheitsursache zu erforschen getrachtet, so wünschte sie jetzt zu erfahren, warum die Ziege so plötzlich wieder fraß. Und während sie darüber nachdachte, kamen ihr die streichelnden Handbewegungen der Gärtnersfrau in Erinnerung. Und da hatte sie die Erklärung! Wie gut, daß sie ihr nicht bös gesonnen sei; denn die Gärtnersfrau — mußte eine Hexe sein.

Bald war die Nachricht in den Neuen Gärten herum. Und alle Frauen wußten es plötzlich schon lange, daß es mit der Gärtnerswitwe nicht ganz geheuer war. Daher auch ihre Menschenscheu, ihre Zurückgezogenheit, daher ihr seltsamer Blick, daher war sie am Leben geblieben, während ihr Mann an der Pest starb, daher die Kinderlosigkeit, daher der gut gedeihende Garten, daher —

Für alles, was ihnen bisher aufgefallen oder auch nicht aufgefallen war, fanden all die guten Nachbarinnen plötzlich eine Erklärung.

Die Gärtnersfrau aber ahnte noch nichts davon, daß man sie pries als eine weise Frau, als gute Ratgeberin, als böse Hexe, in den Neuen Gärten, wie in St. Martin, in der Fischerei wie im Halbdorf, in Schrodka wie am Alten Markt. Einer berief sich auf den anderen, und bald umfaßte ein weites Netz wilder Gerüchte die phantasiebegabten Hirne aller Frauen der Stadt. Jede prägte sich den Namen ein — für alle Fälle.

Und als die erste Frau, die Frau eines Apothekers, zur „Hexe in den Neuen Gärten" kam, da lachte diese sie aus. Aber die Apothekersfrau bestand ernstlich darauf, daß ihr Wachs gegossen würde, damit sie feststellen könne, ob ein bestimmter junger Mann sie liebe. Die „Hexe" lehnte ab, da sie diese Kunst nicht verstehe, worauf die Besucherin Schweigen versicherte und den Geldbetrag verdoppelte, den sie gleich zu Beginn wie zur Unterstreichung ihrer Bitte auf den Tisch gelegt hatte. Da flog jene Falte wie ein Schatten von Spott um die Mundwinkel der Gärtnersfrau, und sie goß Wachs, wie sie es sich vorstellte, daß weise Frauen es taten. Der Apothekersfrau aber sagte sie, daß der bewußte junge Mann sie nicht liebe.

Und nun kamen andere Frauen: Die eine wollte einen besseren Schank, und die „Hexe" sollte mit ihr zum Galgen kommen, einen Strick aufheben, mit dem dann der Schanktisch gesegnet werden sollte. Aber es fand sich kein Strick. So suchte die Gärtnersfrau ihr auf weiteres Drängen ein Kraut, das gekocht und mit dessen Extrakt dann der Schankraum besprengt wurde.

Die Frauen stürmten das Haus der „Hexe", zumal sich der Ruf weiter verbreitete, und es hieß, sie erteile nur Reichen Rat, Arme wiese sie ab, wenn sie auch noch so viel Geld boten. Die „Hexe" las die Wünsche der Frauen aus den Fragen, die sie beantwortet wissen wollten. Sie beantwortete die Fragen nach eigenem Gesetz, das sie sich gestellt hatte: Möglichst wenig Unheil zu stiften und den Frauen so viel Geld zu nehmen, daß sie ihre Neugierde lange spüren mußten. Sie verachtete die Frauen und ersann die seltsamsten Mittel in der Hoffnung, daß ihre Besucherinnen vor der Durchführung zurückschrecken würden. Aber sie irrte. Sie hieß Ameisen sammeln und kochen, um einen Liebestrank herzustellen — die Frauen taten es. Sie hieß Brennnesseln essen, um eine Krankheit zu eilen — die Frauen taten es. Sie hieß einen Kamm vor Morgengrauen mit einem verkehrt gesponnenen Faden umwickeln, damit ein Mann liebe — und die Frauen taten es. Sie ließ Tauben bei lebendigem Leibe die Augen ausstechen, zerreiben und dem ersehnten Manne in ein Getränk schütten — die Frauen taten es.

Da grub sich jener Zug, der zunächst nur wie ein Schatten von Spott sich angedeutet hatte, in tiefen Falten von den Nasenwinkeln zum Munde in das Gesicht der Frau. Der S p o t t war zur V e r a c h t u n g geworden.

Sie nannte Mittel und strich das Geld ein, wie um Ruhe zu haben vor den törichten Frauen, die ihr Haus stürmten. Sie verdiente an einem Tage mehr als bisher in einem Monat. Sie hätte sich jetzt zwei Mägde halten können, aber sie tat es nicht. Der junge Gärtner arbeitete im Garten fast nur für sich.

Und während die reichen Frauen für ihre Dummheit große Summen zahlen mußten, dafür aber noch den Ruhm der „Hexe von den Neuen Gärten" verbreiteten, waren die armen Frauen entrüstet über diese „Hexe", deren Gutmütigkeit sie verkannten. Hätten sie Geld zahlen können für lächerliche Ratschläge, so hätte die Hexe noch lange Zeit Geld einstreichen und Ratschläge, die Verspottungen waren, erteilen dürfen. So aber fanden sich mehrere abgewiesene arme Frauen, die die Gärtnersfrau der Hexerei bei den Konsuln im Rathause verklagten. Man schaffte die Hexe ins Verließ. Die Gärtnerei hatte sie vorher dem jungen Gärtner verschrieben, das Geld zu ihrer Schwester schaffen lassen.

Ihr Prozeß begann nach Monaten und endete mit der Ausweisung aus der Stadt, da niemand ihr nachsagen konnte, daß sie Unheil angestiftet.

Nun saß die verbannte „Hexe von den Neuen Gärten" außerhalb der Stadt, und um ihren Mund spielte ein müdes

Lächeln. Aus dem buschigen Grün leuchteten die Türme und spitzen Giebel. Hier draußen hörte man nichts von dem Lärm auf dem Markte, von der Arbeit in den Werkstätten, von dem Rattern der Wagen auf den Straßen. Hier draußen war Ruhe und Frieden, und die Frauen hier schienen andere Sorgen zu haben als jene dort hinter den Mauern der Stadt. Wieder wetterleuchtete es in dem Gesicht der „Hexe", die sich erhob und der Stadt den Rücken wandte, um einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

Den letzten hatten sie mit Seufzern in jenen Gefängnisgewölben beschlossen, den neuen begann sie mit frohem Aufatmen in früher Morgenluft, umgeben von saftigem Grün. Sie schritt tapfer aus, die Gedanken nach vorwärts gerichtet. Nur die Ohren hatten noch Verbindung zur eben verlassenen Stadt; denn die Glocken der Türme schlugen mit ihrem Geläut weite Bogen über die engen Mauern hinaus. Doch auch dieses Geläut wurde mit jedem Schritt leiser und leiser . . .

Geflügelte Erpressung.

Menschen, die Geld brauchen, haben neuerdings — vielleicht durch phantasiebegabte Kriminalschriftsteller wie Wallace und Chesterton in ihren Einfällen beeinflußt — höchst originelle Ideen, die meistens nur daran scheitern, daß die Polizei noch bessere hat. Der Generaldirektor der Zeche Rheinpreußen erhielt vor einigen Tagen ein Paket, deren lebender Inhalt eine Brieftaube war, die sich sehr liebenswürdig und zutraulich benahm, aber an ihrem Hals ein großes Schreiben trug, in dem der Empfänger kurz und energisch aufgefordert wurde, an der Taube fünftausend Mark zu befestigen und sie dann fliegen zu lassen. Dieser eindeutigen Aufforderung war die noch deutlichere Drohung zugefügt, daß der Empfänger des Briefes auf einen baldigen und nicht angenehmen Tod zu rechnen habe, falls er sich weigern sollte, diese kleine Bedingung zu erfüllen.

Der auf so unfreundliche Weise zum Zahlen oder Sterben Aufgeforderte setzte sich daraufhin mit der Polizei in Verbindung. Man ließ die Brieftaube fliegen — allerdings ohne die fünftausend — und ließ einen Piloten ihren Flug verfolgen. In der Homberg-Heide ließ sich die Taube auf einem Taubenschlag nieder, den der Pilot von oben aus sofort photographierte. Man verhaftete den Besitzer des Taubenschlags, der sehr verblüfft darüber war, daß sein genialer Einfall so unangenehme Folgen hatte, und sofort gestand, den Erpresserbrief geschrieben zu haben.

Taube hören durch die Finger.

Die Fingerspitzen sind die aufnahmefähigsten und vielseitigsten Glieder des menschlichen Körpers. Nachdem sie mit ihrem außerordentlich gut entwickelten Tastgefühl vielen Blinden das Sehen ersetzen, hat ein Arzt, Dr. Robert Gault, herausgefunden, daß sie unter Umständen auch Tauben zum Gehör verhelfen können.

Man legte zwischen zwei Räumen ein Sprachrohr, dessen Ende in einer abgeschlossene, schallsichere Kabine mündete. Wenn man die Handfläche oder die Fingerspitzen an die Oeffnung des Sprachrohrs legte, konnte man durch das Tastgefühl die Stimme des Menschen, der im anderen Raum in das Sprachrohr hineinsprach, vernehmen. Nach einiger Zeit, wenn man sich an diese neue Art des Hörens gewöhnt hatte, konnte man auch die einzelnen Worte unterscheiden und verstehen. Dr. Gault hat die Absicht, noch einige Verbesserungen an seinem Tasthörapparat, den er „Teletaktor" nennt, anzubringen.

Er verwendet ihn schon seit einiger Zeit beim Unterricht mit Taubstummen und kann bis jetzt gute Erfolge verzeichnen.

Aus aller Welt.

Jetzt ist die Zeit der großen Modeschauen. Wer wissen will, wie es bei so einer Modeschau zugeht, kann sich darüber durch einen Bilderartikel in der neuesten Nummer der „Münchner Illustrierten Presse" (Nr. 40) orientieren. — In der gleichen Nummer behandelt eine Reihe von Bildern das Neueste auf dem Gebiete des Sportes: Die Trabrennen bei Nacht. — Eine Sensation von Paris ist augenblicklich der Tänzer mit dem Holzbein. Auch von ihm finden wir Bilder in dieser Nummer. — Wir nennen noch aus dem Inhalte dieses reichhaltigen Heftes die Bilderserien: „Jedem sein eigenes Landungsfeld", „Der König der amerikanischen Vagabunden", „Semesterbeginn in Eton" und „220 Stundenkilometer auf dem Motorrad", der neueste deutsche Weltrekord.

Verlassene Kinder. In der italienischen Ortschaft Capo di Fava, in der Nähe von Florenz, hörten Nachbarn, daß aus einer armseligen Hütte eines Morgens ununterbrochenes Kindergeschrei kam. Als das jämmerliche Weinen nicht aufhören wollte, drang man in die Hütte ein und fand dort drei Kinder, fünf Jahre, vier Jahre und achtzehn Monate alt, allein und verlassen und hungrig. Es stellte sich heraus, daß die Eltern, die in der größten Armut gelebt, ihre Kinder verlassen und sie ihrem Schicksal preisgegeben hatten. Man hat von den Eltern bisher noch keine Spur. Die Kinder wurden im Waisenhause untergebracht.

Aus unserem Raritätenkasten.

992.

Das Kaleidoskop wurde von dem Physiker David Brewster (Edinburg) 1810 erfunden, der dasselbe seiner Braut als Vorlage für ihre Stickarbeiten schenkte.

993.

Der größte Binnensee der Erde ist der Kaspische See. Er ist mit seinen 438 000 Quadratkilometern etwa doppelt so groß wie die Großbritannische Insel; er liegt 26 Meter unter dem Meeresspiegel.

994.

Der Mensch produziert täglich 1½ Liter Speichel.

995.

Der Wiener Pflanzenphysiologe Professor Molisch hat in einigen heißen Quellen Japans Bakterien gefunden, welche einer Temperatur von 77 Graden standhielten. Molisch glaubte in solchen Bakterien die Urkeime zu allem irdischen Leben erblicken zu können, da alles auf der Erde befindliche Wasser sich ursprünglich in kochendem Zustande befunden haben muß.

996.

Eine moderne Schnellzuglokomotive hat 3—4000 Pferdekräfte.

997.

Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts wurde bei Berlin Wein gebaut.

998.

Der winzigste Fisch ist der Leenowfisch in den Gewässern der Philippinen. Er wird nur 15 Millimeter lang.

999.

Schnellaufende Dampfturbinen machen 3000 Umdrehungen in der Minute; eine gute Schiffsschraube macht nur 90 Umdrehungen in der Minute.

1000.

In früheren Zeiten wurden Bücher in Fässern transportiert.

Die 1001. Nacht.

Die Freiheitsstatue im Hafen von Neuyork ist ein Geschenk Frankreichs an die Vereinigten Staaten zu deren hundertstem Geburtstag. Die Göttin der Freiheit wurde 1886 auf einer kleinen Felseninsel, die bis dahin Bedloes Island hieß und jetzt Liberty Island genannt wird, aufgestellt. Sie hält in der rechten Hand eine Fackel, ihr Haupt ist von einem Strahlenkranz umgeben. Die Statue steht auf einem turmartigen Unterbau aus Granit. Diadem und Fackel strahlen nachts in elektrischem Licht und stellen so einen kolossalen Leuchtturm dar. Die Spitze der Fackel erhebt sich mehr als 93 Meter über dem Wasserspiegel. Die Bildsäule selbst ist 46 Meter hoch, der Granitsockel 28 Meter, dazu kommt noch das Fundament von 16 Metern Höhe. Das Gewicht des Standbildes beträgt 225 000 Kilogramm. Im Innern führt eine Treppe hinauf in den Kopf der Statue. Aus Anlaß der Einweihung wurde in Paris, dem Entstehungsort der Statue ,ein Festmahl im Kopf derselben veranstaltet, an welchem 40 Personen teilnahmen.

Fröhliche Ecke.

Als Kavaliere sind die Schotten nicht sehr beliebt, denn sie geben nicht viel aus. Einer hatte ein junges Mädchen, um nicht ein Lokal besuchen zu müssen, vier Stunden lang durch einen Park geführt und sah sich, als sie fast zusammenbrach, genötigt, ihr ein belegtes Brot zu kaufen. Das kostete einen Schilling. Kaum war das Mädchen zu Hause, als sie die Wut über diesen Kavalier packte; sie nahm sich einen Wagen, fuhr zu ihm, warf ihm den Schilling vor die Füße . . .

„Mein Gott," sagte der Schotte und steckte das Geldstück ein, „das hätte doch auch Zeit bis morgen gehabt."

*

„Papa, heute kann ich nicht in die Schule gehen. Ich fühle mich nicht wohl!"

„Wo denn, mein Junge?"

„In der Schule, Papa!"

*

„Sie, Hausdiener," sagt der Hotelgast ungeduldig, „Sie haben mir ja einen schwarzen und einen braunen Schuh vor die Tür gestellt!"

„Na so was," schüttelt der Hausdiener den Kopf, „das passiert mir heute schon zum zweiten Male!"

*

Bremske rast mit dem Auto durch ein Dorf. Unvorschriftsmäßiges Tempo. Natürlich fährt er einen um.

Im Augenblick ist das ganze Dorf um das Auto versammelt. „Was steht ihr denn hier herum?" schreit Bremske. „Hole doch rasch einer den Arzt."

„Ja, der liegt ja gerade unterm Auto."

*

„Also, im neuen Jahr, Fritzchen, muß ich dich auch zur Schule anmelden."

„Schön, Papa, aber vergiß nicht, auch gleich alles wegen der Kündigung auszumachen."